

Wo ein Wille, da ein Weg

GESELLSCHAFT – Kompromisse müssen her – beim Lohnstreit in Südtirols öffentlichem Dienst, beim Ringen um Frieden in der Ukraine, bei der Regierungsbildung in Deutschland, ebenso im komplizierten Arbeits- und Familienalltag. **Warum wir den Kompromiss neu lernen müssen. Und wo der gute Kompromiss aufhört und der faule anfängt.**

Bozen – Sechs Wochen ist es her, dass die Gewerkschaften Anfang Februar den Verhandlungstisch verlassen haben. Seither herrscht Funkstille, zumindest nach außen. Die Gewerkschaften fordern für Südtirols rund 45.000 öffentlich Bedienstete knapp 15 Prozent mehr Lohn (eine Onlinepetition sogar 21 Prozent). Das Land bietet zehn Prozent plus Gratisabo für Bus und Bahn. In diesen Tagen soll die Rückkehr an den Verhandlungstisch erfolgen. Beharren beide Seiten auf ihrem Standpunkt, bleibt alles wie gehabt, obwohl es unbefriedigend ist.

Selbiges gilt für eine weit tragischere Angelegenheit 2.000 Kilometer von Südtirol entfernt. Damit in der Ukraine ein dauerhafter Frieden zustande kommen kann, sind Zugeständnisse auf beiden Seiten wohl unausweichlich – und zwar Zugeständnisse, mit denen beide Seiten das Gesicht wahren können. Ein totaler „Sieg“ ist erstens unrealistisch und würde zweitens auf ewig nach Rache schreien.

Um Gesichtswahrung geht es derzeit auch bei den Regierungsgesprächen in Deutschland. Würden CDU/CSU und SPD auf allem Gesagten im Wahlkampf pochen, wäre eine Koalition der Mitte nicht machbar. Um regieren zu können, müssen die Parteien Abstriche machen.

Van der Bellen als Kompromiss-Mähner

Dass es Wege gibt, wo ein Wille ist, haben in Österreich ÖVP, SPÖ und Neos gezeigt. Was im Dezember nicht machbar schien, nämlich die Einigung auf eine gemeinsame Linie, hat nach dem Kickl-Intermezzo plötzlich wunderbar geklappt. Freilich brauchte es dafür das großväterlich-gestrenge Machtwort von Bundespräsident Alexander van der Bellen, der mit der Autorität seiner 81 Lebensjahre mahnte: „Ich möchte nochmals alle Parteien daran erinnern, dass

Kompromisse sind besser als ihr Ruf – und doch nicht immer eine gute Wahl.



„Kompromiss“ ein anderes Wort für eine gemeinsame Lösung ist.“ Bei der Angelobung der neuen Bundesregierung legte er nach: „Stur“ macht eben keine Regierung.“ Eine Lanze für den Kompromiss hatte von der Bellen schon bei seiner eigenen Angelobung vor zwei Jahren gebrochen: „Ein Kompromiss führt zu einer Lösung. Das Beharren auf dem eigenen Standpunkt hingegen führt zu gar nichts.“

Noch spitzer drückte es in den 1970er-Jahren der deutsche Ex-Bundeskanzler Helmut Schmidt aus: „Wer keine Kompromisse machen kann, ist für die Demokratie nicht zu gebrauchen.“

Und nicht nur für die Demokratie. Kompromisse braucht es immer und überall, auch außerhalb der Politik. Beispiel Arbeit: Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist eine ständige Gratwanderung, denn das Private hat Not-

wendigkeiten, der Job aber genauso. Beispiel Beziehungen: Dauerhafte Harmonie ist ohne Entgegenkommen Utopie. Beispiel Nachhaltigkeit: Das kollektiv Wünschenswerte ist nicht deckungsgleich mit dem individuell Akzeptablen.

Kompromisse haben einen schlechten Ruf

Das Problem: Wir haben die Kompromissbereitschaft ein Stück weit verlernt. In unserer zunehmend individualisierten und polarisierten Gesellschaft fällt es schwerer, Kompromisse zu erarbeiten, analysiert Ulrich Willems, der zum Thema forscht (siehe beistehendes Interview). Dabei wäre die Kompromissfähigkeit ausgerechnet in so einer Gesellschaft wichtiger denn je.

Kompromisse haben einen schlechten Ruf. Sie sind „faul“, heißt es. Wer

kompromisslos ist, wird als stark und prinzipienfest wahrgenommen. Wer hingegen kompromissbereit ist, gilt als schwach, profillos und nachgiebig, vielleicht aus Faul- oder sogar Feigheit. „Das Verhandeln hatte früher einen besseren Status als heute“, meint Brigette Foppa, die Grünen-Fraktionssprecherin im Südtiroler Landtag, und fügt hinzu: „Wir vernachlässigen den Kompromiss, obwohl jedes Vorankommen Kompromisse braucht.“ Bei der jüngsten Landesversammlung des Bauernbundes habe Obmann Daniel Gaspar es treffend ausgedrückt: „Es gibt nur mehr zwei Meinungen: meine und die falsche.“

Die Politik ist da ein schlechtes Vorbild für die Gesellschaft. Klare Kante ist gefragt. Es werde zunehmend „schwarz-weiß argumentiert“, beobachtet SVP-Fraktionssprecher und -Landessekretär Harald Stauder. Es gebe nur mehr „Freund und Feind, Gut und Böse, während Graustufen zunehmend vernachlässigt werden“. Stauder benennt das Dilemma: Einerseits sei Überspitzung notwendig, um

wahrgenommen zu werden, zumal in den Wahlkämpfen, andererseits brache es zum Regieren Partner und somit eine Verständigung auf gemeinsame Positionen.

Schmales Grat zwischen gutem und faulen Kompromiss

Aber sind Kompromisse wirklich immer der Königsweg? Machen sie Entscheidungen, in der Politik und anderswo, grundsätzlich besser, weil die Wahrheit meistens irgendwo in der Mitte liegt – oder bergen sie auch die Gefahr der Verwässerung, die letztendlich niemandem nützt? Harald Stauder, dessen Ausbildung an der Diplomatischen Akademie in Wien einst auch das Verhandeln und Kompromissfinden beinhaltete, nennt zwei Aspekte, die aus seiner Sicht gute faulen Kom-

promissen unterscheiden: Erstens seien Kompromisse in Sachfragen zulässig, solange man nicht von den eigenen Grundwerten abrücke. Zweitens gehöre zu einem guten Kompromiss, dass die jeweils andere Seite trotz notwendiger Abstriche das Gesicht wahren kann. Diese Grundregeln funktionieren beileibe nicht nur in der Politik.

Davor, den Kompromiss zu glorifizieren und die Gefahr der Verwässerung zu ignorieren, warnt Vera Nicolussi-Leck. Sie ist als Beraterin unter anderem in der Mediation, Konfliktlösung und Teamentwicklung tätig und sagt: „Es gibt Situationen, wo der Kompromiss keine gute Wahl ist. Da braucht es klare Entscheidungen, auch wenn sie nicht allen passen.“ Ein Kompromiss sei nicht per se gut oder schlecht – es kommt ganz auf die Situation an. Ent-



scheidend sei, dass die Beteiligten in einen guten Dialog kommen (mit Betonung auf gut), sich um gegenseitiges Verständnis bemühen und neue Perspektiven einnehmen. Dann könne Konsens entstehen – oder eben ein Kompromiss.

Universitätsprofessor Ulrich Willems ist der Meinung, dass es der Gesellschaft guttäte, Kompromisse schon im Kindesalter stärker zu thematisieren und zu üben: „Ich weiß, dass die Schule eh schon überlastet ist, aber sie ist die einzige Institution, welche alle Mitglieder der Gesellschaft durchlaufen. Dort könnte man also die Fähigkeit zum Kompromiss fördern, weil er wichtig ist für unsere Gesellschaft.“

Noch einmal zurück zur Politik. Meister des politischen Kompromisses sind die Schweizer. In ihrer Konkordanzdemokratie wird das polarisierende Gegeneinander von Mehrheit und Opposition mit Quasi-Allparteienregierungen aufgebrochen. Es wird um Kompromisse gerungen, die dann gemeinsam nach außen vertreten werden.

Kompromisse sind mühsam. Aber wohl besser als ihr Ruf.

Christian Pfeifer
christian@swz.it

INTERVIEW

„Es kommt darauf an, ob man das Glas halb voll oder halb leer sieht“

SWZ: Ist unsere zunehmend individualisierte und polarisierte Gesellschaft Ausdruck dafür, dass wir den Kompromiss verlernt haben?

Ulrich Willems*: Ich würde es umkehr formulieren. Die Tatsache, dass sich unsere Gesellschaft zunehmend individualisiert und pluralisiert, macht es schwieriger, Kompromisse zu erarbeiten. Intermediäre Organisationen wie Gewerkschaften, Verbände, Parteien und Kirchen erleben eine Mitgliedererosion und können somit schwerer ihre frühere Funktion erfüllen, nämlich die vielfältigen Forderungen und Meinungen intern zu aggregieren. Jetzt muss die Politik diese Integrationsleistung erfüllen.

Täuscht es, dass die Bereitschaft zum Kompromiss in der modernen Gesellschaft abgenommen hat?

Dazu gibt es ganz wenige Untersuchungen. Eine Studie zu den USA zeigt etwa, dass die Kompromissbereitschaft unter den politischen Eliten geringer ist als jene in der Bevölkerung – vorausgesetzt, der Kompromiss betrifft nicht die eigenen Anliegen (lacht).

„Lieber der Spatz in der Hand als die



Ulrich Willems

Taube auf dem Dach: Ist das eine treffende Beschreibung für den Wert von Kompromissen?

Nein, denn diese Beschreibung degradiert den Kompromiss zur zweitbesten Lösung. Die Beschreibung deutet an, dass das Erreichen der Maximalforderung möglich wäre, wenn man sich nur stark genug engagiert. Aber meistens ist das schlicht nicht der Fall. Der Kompromiss ist nicht die zweitbeste Wahl, sondern häufig die beste der verfügbaren Handlungsalternativen.

Trotzdem wird Kompromissbereitschaft als Schwäche wahrgenommen, teilweise sogar als feiges Verraten der eigenen Prinzipien. Kompromisslosigkeit wird hingegen positiv mit Durchsetzungskraft assoziiert. Warum hat der Kompromiss einen so schlechten Ruf?

Meines Erachtens hängt das damit zusammen, dass man sich unzureichend klar macht, welche Alternativen es in der spezifischen Situation überhaupt gibt. Verglichen mit einer Maximalforderung mag der Kompromiss eine schlechte Option sein. Es geht aber um die Frage, was realistisch erreichbar ist. Ich teile die Einschätzung des Soziologen Georg Simmel, dass der Kompromiss „eine der größten Erfindungen der Menschheit“ ist. Kompromisse sind vielfach etwas Gutes, selbst wenn sie in der Regel unfair sind.

Das müssen Sie erklären.

Ungleiche Machtverhältnisse führen dazu, dass man sich nicht genau in der Mitte trifft. Und doch: Die stärkere Partei kann nicht alles durchsetzen, und die schwächere Partei lässt sich nur auf den Kompromiss ein, wenn er besser ist als alle anderen realistischen Optionen. Es kommt

auf die Sichtweise an, nämlich ob man das Glas halb voll oder halb leer sieht.

Gerade in politischen Wahlkämpfen werden kompromisslose Positionen vertreten und rote Linien gezogen. Erweist sich die Politik damit einen Bärenlauf, weil sie die Wählerschaft nach den Wahlen zwangsläufig enttäuschen muss?

Ich verstehe nicht, wie man manche Versprechen machen kann, ohne an die Folgeprobleme zu denken. Aber die Wähler müssen damit zureckkommen, dass es einerseits die Logik des Wahlkampfes gibt, wo Parteiprofil zeigen müssen, und andererseits die Logik des Regierens, wo es Kompromissbereitschaft braucht. Ich glaube aber auch, die Wähler können das schon recht gut auseinanderhalten.

Was braucht es, damit Kompromisse gelingen?

Es ist schwierig, generelle Empfehlungen abzugeben, weil Konflikte sehr unterschiedlich sein können. Grundlegend ist eine realistische Lageanalyse und damit verbunden die Einsicht, dass sich die Situation wohl nur mit einem Kompromiss lösen lässt. Damit meine ich auch die Bürger, die sich von der Politik viel zu

oft die Erfüllung der eigenen Wünsche erwarten, ohne zu bedenken, dass es auch andere Wünsche gibt.

Wo hört der gute Kompromiss auf und wo beginnt der faule?

Das ist eine viel diskutierte Frage in der politischen Theorie. Was ein guter Kompromiss ist und was ein schlechter, das weiß man meistens erst im Nachhinein. Man sollte den Akteuren dann aber nicht mit dem Wissen von heute vorwerfen, dass sie mit dem Wissen von damals einen schlechten Kompromiss ausgehandelt haben. Kompromisse sind beilebe nicht immer gut. Trotzdem finde ich, dass sich der Kompromiss seinen schlechten Ruf nicht verdient.

Interview: Christian Pfeifer

* Ulrich Willems ist Professor für politische Theorie mit dem Schwerpunkt Politik und Religion an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Er ist Teil des interdisziplinären Forschungsverbundes „Kulturen des Kompromisses“ und befasst sich in seiner Forschung unter anderem mit Wertkonflikten als Herausforderung demokratischer Politik.